

# Alles wirkt ungemein bewegend

„Schwesterlein“ mit Nina Hoss und Lars Eidinger gehört zu den Höhepunkten im Berlinale-Wettbewerb

Von Kirsten Liese

Es ist ein denkwürdiger Zufall, dass Christian Petzold und seine ehemalige Muse Nina Hoss auf der Berlinale im Wettbewerb aufeinandertreffen, nur in konkurrierenden Beiträgen. Die Zeit erfolgreicher Gemeinschaftswerke ist lange vorbei, und es ist nicht länger zu übersehen, dass sich die Schauspielerinnen mit dem größeren künstlerischen Potenzial und einem besseren Instinkt für gute Drehbücher empfiehlt. Jedenfalls überragt „Schwesterlein“, das subtile, anspruchsvolle Drama der Schweizerinnen Stéphanie Chuta und Véronique Reymond den Berlinale-Wettbewerb, der bislang ansonsten ebenso wenig Höhepunkte zu bieten hat, wie man es von der Ära Kosslick gewohnt war.

Nina Hoss und Lars Eidinger, die zusammen an der Ernst-Busch-Hochschule studierten und an der Berliner Schaubühne eine künstlerische Heimat fanden, stehen hier erstmals gemeinsam vor der Kamera. Ein großer Reiz des Films liegt darin, dass sich in der Geschichte Fiktion und Realität auf raffinierte Weise betreiben.

Eidinger verkörpert einen Starschauspieler der Schaubühne, der im Film Sven heißt und schwer an Krebs erkrankt ist, und Thomas Ostermeier sein Alter Ego als Schaubühnen-Intendant und Regisseur namens David. Nur Hoss ist im Film keine Aktrice, sondern die Bühnen-Autorin Lisa, die um ihren Zwil-

lingsbruder kämpft. Sie hat ihm Knochenmark gespendet und nimmt ihn mit in ihr Zuhause in die Schweizer Provinz, weil ihre Mutter (noch eine Größe im Theater: Marthe Keller) nicht in der Lage ist, für den Sohn zu sorgen.

Aber damit beginnen die Probleme erst, leidet doch Lisas Ehemann, mit dem sie zwei kleine Kinder hat, darunter, dass sie sich so sehr um den Bruder kümmert und darüber die Familie vernachlässigt. Lisa wiederum enttäuscht der wachsende Egoismus ihres Mannes, der seinen Vertrag für die Leitung einer renommierten Schweizer Privatschule ohne ihre Zustimmung für fünf

Jahre verlängert. Während es in der Ehe zunehmend kriselt, erfährt der moribunde Sven, dass die Transplantation nicht den gewünschten Erfolg erbracht und David die geplante „Hamlet“-Premiere mit ihm, die für seinen Lebensmut so wichtig gewesen wäre, abgesetzt hat.

Wäre es tatsächlich obszön, einen Schauspieler auf der Bühne sterben zu lassen, wie der Regisseur alias Ostermeier seine Entscheidung Lisa gegenüber verteidigt? „Ein Schauspieler will nicht provozieren, sondern begehren und begehrt werden“, findet das Schwesterlein, das im Zuge dieser Auseinandersetzung immer mehr zur fulminanten Einzelkämpferin wird.

Für den geliebten Bruder wird sie einen letzten großen Monolog schreiben, den er vermutlich nie halten wird. Aber darauf kommt es nicht an. Der Text ist

Ein Schauspieler  
will begehrt werden



Umringt von Zuschauern und Reportern: die Schauspielerin Nina Hoss nach der Premiere des Wettbewerbsfilms „Schwesterlein“ im Berlinale-Palast. Sie spielt darin eine Bühnenautorin, die für ihren schwerkranken Bruder einen großen Monolog schreibt. Foto: Christoph Soeder

ein Liebesbeweis und das Letzte, was sie für ihn tun kann. Das alles wirkt ungemein bewegend, glaubwürdig, intim und feinsinnig. Da sitzt jeder Satz, da stimmt jedes Detail, werden die mit dem wunderschönen Brahms-Duett „Brüderlein, Schwesterlein“ eingeleiteten hohen Erwartungen im Vorspann, gesungen von den Jahrhundertsängern Fischer-Dieskau und Elisabeth Schwarzkopf, absolut eingelöst.

Einen weiteren bemerkenswerten Beitrag bescherte die norwegisch-amerikanische Koproduktion „Gunda“ von Viktor Kossakovsky in der neuen En-

counters-Sektion, die sich insgesamt vielversprechender anlässt als der Hauptwettbewerb. Protagonistin in diesem besonderen Schwarzweißfilm ohne Dialoge ist eine Schweinedame. Man sieht ihr dabei zu, wie sie ihre Neugeborenen fürsorglich aufzieht, wie sie mit ihnen die Umgebung erkundet und sie immer wieder geduldig säugt und auf sich herumturnen lässt. Zwischen die genauen Beobachtungen ihres Treibens schiebt Kosakovsky Impressionen von Hühnern und Kühen, die nach Jahren der Ausbeutung ihre neu gewonnene Freiheit auf Lebenshöfen genießen.

Trotz vieler niedlicher, putziger Aufnahmen ist „Gunda“ kein Wohlfühl-Film. Niemand, der ihn gesehen hat, soll danach noch Fleisch essen, wünscht sich der Regisseur und stellt konsequent die Weichen: Irgendwann werden die Kleinen brutal abtransportiert – und Gunda bleibt allein zurück, läuft verzweifelt das ganze Areal ab, schnüffelt ratlos im Schlamm, sucht nach Spuren auf den Feldern und ruft nach ihren Kindern, wie es eine menschliche Mutter täte. Es zerreißt einem das Herz. Danach dürfte wohl niemandem mehr nach einem Schnitzel zumute sein. Hoffentlich.